



»Die guten Seiten der Zukunft«

28. Folge

**Wie wollen wir leben?
Wege aus dem Wachstumswahn
(Folge 1/2)**

Ein Essay von Tim Jackson

Anmoderation Manuel Schneider

Hallo zusammen – willkommen zu einer weiteren Folge unseres oekom podcast. Am Mikrofon ist Manuel Schneider.

„Wie wollen wir leben?“ In Zeiten einer nicht enden wollenden Pandemie dürfte für viele die rasche Antwort lauten: „So wie früher!“ Wir wollen das alte Leben zurück: ohne all die Einschränkungen und staatlichen Vorgaben, ohne Kontaktverbote und social distancing, ohne all die Reisebeschränkungen und die ständige Angst vor Krankheit und Tod. So wollen wir leben!

Und dennoch greift die Antwort wohl zu kurz. Immer mehr sickert ins kollektive Bewusstsein, dass es vielleicht doch keine so gute Idee ist, wenn alles wieder so wird wie früher. Die Pandemie dominiert zwar das Geschehen, ist aber nicht das einzige Krisenphänomen unserer Zeit: die Krise des globalen Klimas, die auch bei uns in den wohlhabenden Regionen der Welt immer spürbarer wird, der dramatische Verlust der biologischen Vielfalt, aber auch die zunehmende Aufspaltung der Welt in Arm und Reich – und dann noch die Ahnung, dass all diese Krisen auf fatale Weise zusammenhängen, sich verstärken und sich zu einer Systemkrise auswachsen. Vor diesem Hintergrund fällt die adäquate Antwort auf die schlichte Frage „Wie wollen wir in Zukunft leben?“ dann doch nicht so leicht.

Erschwerend kommt hinzu, dass uns der gesellschaftliche Fortschritt als utopisch aufgeladene Idee irgendwie und irgendwann abhandengekommen ist. Stattdessen richten wir unser Leben an der Überzeugung aus, dass Fortschritt nur als Wachstum

denkbar ist, dass „besser“ immer auch „mehr“ heißen muss. Das Qualitative mit dem rein Quantitativen gleichzusetzen ist praktisch, verdrängt aber die schlichte Einsicht, dass in einer endlichen Welt unendliches Wachstum schwerlich vorstellbar ist. Die Kategorie der Endlichkeit ist unserer Kultur offenbar „so unheimlich wie der eigene Tod dem Individuum“, wie der Soziopsychologe Harald Welzer es einmal formuliert hat. Beides sei kulturell nicht vorgesehen.

Diese Lücke, dieses Sinnvakuum zu füllen, – das hat sich der bekannte britische Ökonom und Nachhaltigkeitsforscher Tim Jackson in seinem neusten Buch vorgenommen. Er stellt dem Mythos Wachstum seine Vision einer Gesellschaft gegenüber, die uns ohne Wachstum reicher macht, statt ärmer. Sein Buch ist nicht nur ein Manifest für ein anderes Wirtschaftssystem, sondern vor allem eine Einladung, mit den Erfahrungen der Pandemie darüber nachzudenken, was das Leben lebenswert macht.

Jackson ist Professor für nachhaltige Entwicklung an der britischen University of Surrey und gilt international als einer der wichtigsten Vordenker einer Postwachstumsökonomie. Hören Sie nun den ersten Teil seines Essays »Wie wollen wir leben? Wege aus dem Wachstumswahn«. Entnommen in leicht bearbeiteter Form dem gleichnamigen, 2021 im Münchner oekom verlag erschienenen Buch. Sprecher ist Werner Härtl.

+++++

Essay von Tim Jackson¹

Delphine in Venedig

Der Kapitalismus ist im Grunde eine Ansammlung von Systemfehlern. Er hat das Gleichgewichtsprinzip menschlicher Gesundheit völlig aus den Angeln gehoben – indem er unnachgiebig darauf drängt, dass mehr besser sei. Er hat die Fürsorgearbeit abqualifiziert – indem er den Wert des Gesundheitswesens immer weiter nach unten drückt. Er hat den Appetit der Verbraucherinnen und Verbraucher überstimuliert – indem er skrupellos Unzufriedenheiten schürt. Er hat den Verbrauchsfluss von Materialien beschleunigt und dabei die Unversehrtheit der natürlichen Welt gefährlich untergraben.

Der Kapitalismus hat die weltbildende Funktion unserer herstellenden Tätigkeiten eingekassiert. Er hat unsere ewige Suche nach Sicherheit einer unerbittlichen und unausweichlichen Unsicherheit übergeben. Er hat unser Konzept von Investition aus der

¹ Der Essay ist – leicht überarbeitet und ergänzt – entnommen dem Buch von Tim Jackson: *Wie wollen wir leben? Wege aus dem Wachstumswahn*. oekom verlag: München 2021, S. 245-267.

Krone der Hoffnung in ein dystopisches Spielcasino gezerrt. Er hat den Renditen des Kapitals systematisch Vorzug gegenüber dem Lebensunterhalt der einfachen Leute gegeben. Und mit all dem hat er das Finanzwesen destabilisiert, die Ungleichheit verschärft und unsere Gesundheit kompromittiert.

Die eindrücklichste Lektion von allen ist, dass es so gar nicht sein muss. Mit einer geradezu schockierenden Rasanz brachte die Coronakrise ans Licht, was der Kapitalismus lange geleugnet hat: dass es für Regierungen durchaus möglich ist, für die Gesundheit der Gesellschaft einzustehen. Bei Bedarf auf dramatische Weise. Arbeitnehmer in Kurzarbeit zu schicken. Lebensgrundlagen zu sichern. In die Gesundheitsversorgung zu investieren. Die staatliche Macht über das Geld selbst als legitimes Mittel für Veränderung zu nutzen – eine Macht, die aus ideologischen Gründen von genau jenen verweigert wird, die von Tragödien profitieren.

In den Trümmern des Kapitalismus liegt – wie ich hoffe, in diesem Buch gezeigt zu haben –, die Saat für eine grundlegende Erneuerung. Mehr ist nicht immer eine Tugend. Der Existenzkampf ist nicht die einzige Grundlage des Daseins. Konkurrenz ist nicht die einzige Antwort auf den Existenzkampf. Schufferei ist nicht der einzige Lohn der Arbeit. Produktivität ist nicht der einzige Ertrag herstellender Tätigkeit. Investition ist keine sinnlose Anhäufung von Geldvermögen. Leugnen ist nicht die einzige Option, mit unserer eigenen Sterblichkeit umzugehen.

Diese Lektionen ergeben sich aus einer aufmerksamen Betrachtung der Prinzipien und Fehlfunktionen des Kapitalismus. Und sie treten in dem außergewöhnlichen gesellschaftlichen Phänomen zutage, dem wir im Jahr 2020 unvermutet begegnet sind. Diese Erfahrung war aus etlichen Gründen elementar. Nicht nur weil sie im Leben derer, die sie überlebt haben, so einmalig ist. Sondern auch weil sie uns von heute auf morgen aus den Strukturen des Kapitalismus herausgelöst und in eine Postwachstumswelt hineinbefördert hat. So kurzlebig das vielleicht auch alles sein mag, die Lehren daraus werden noch lange nachwirken.

Ein Federding

Dienstag, 17. März 2020. Zwei Wochen, nachdem Italien seinen ersten Corona-Lockdown verhängt hatte, ging in den sozialen Medien ein so kurioses wie herzerfrischendes Gerücht um. Es gab erste Anzeichen, dass sich die Natur bereits von der Dauerattacke unablässiger Wirtschaftstätigkeit zu erholen begann. In den Kanälen von Venedig wurden Delfine gesichtet!

Der nächste Tag brachte sogar noch aufregendere News. Eine Gruppe von Elefanten war in ein Dorf in der chinesischen Provinz Yunnan eingekehrt, hatte sich dort mit Kornwein betrunken und schlief jetzt in einer nahegelegenen Teeplantage ihren

Rausch aus. Beide Geschichten gingen viral. Ein aufgedrehtes Mem begleitete sie auf ihrer Reise durch das virtuelle Universum. Die Erde erholt sich! Die Natur hat den Reset-Knopf gedrückt! Manchmal schwang auch eine eher düstere Note mit: Wir sind das Virus. Ohne uns, sollte das heißen, geht es der Natur bestens.

Wenige Tage, nachdem die Geschichten um erkundungsfreudige Delfine und Elefanten bekannt wurden, veröffentlichte *National Geographic* einen Artikel, der beiden Geschichten den Zauber nahm. Die Berichte waren falsch, enthüllten sie. Es war alles nur ein Scherz. So einfach. Fake News. Kein Delfin ist dumm genug, seine Gesundheit im Kanalwasser von Venedig zu riskieren. Selbst jetzt nicht.

Die Leser waren wütend. Aus unterschiedlichen Gründen. »Wow!«, sagte einer. »Das ist so, als würde man seinem Kind erzählen, ›den Weihnachtsmann gibt es nicht‹, nachdem das Kleine im Einkaufszentrum gerade noch voller Glück auf seinem Schoß gesessen hat.« Warum uns das Leben mit der Wahrheit verderben, wenn die Fantasie so viel genießbarer ist?

Skurrilerweise erwiesen sich Aufnahmen von Ziegen, die die Straßen der walisischen Stadt Llandudno eroberten, als echt. Und es stimmte, dass sich in Arizona eine Familie von Pekaris von den Hügeln herunter in die Gärten von Sedona vorgearbeitet hatte. Über Peking war der blaue Himmel zu einer Jahreszeit zu sehen, die sonst nur unverdünntem Smog kennt. Von der indischen Provinz Punjab aus konnte man zum ersten Mal seit 30 Jahren wieder die Bergkette des Himalayas sehen – aus 200 Kilometern Entfernung. Offenbar wurden auch tatsächlich Delfine gesichtet. In einem Hafen in Cagliari in Sardinien. Nicht ganz so miraculös. Aber trotzdem ungewöhnlich. Irgendwo schien sich tatsächlich doch etwas zu erholen.

Manche Nachrichtendienste machten es sich sehr bequem, mit ihrer Blamage umzugehen; nachdem sie die Geschichten zuerst zu Sensationen aufgebauscht hatten, bebubelten sie jetzt treulos deren Entzauberung. Manche stellten es so hin, als sei nun endgültig der Beweis erbracht, dass man niemandem vertrauen könne. Während alle in ihren vier Wänden eingesperrt waren, raubte eine »Deepfake«-Verschwörung den überreizten Bürgern den letzten Funken Verstand: die Fähigkeit, zwischen Fakt und Fiktion zu unterscheiden.

Was nun aber die Delfine betraf; da gab es eine einfachere und viel liebenswürdigere Erklärung. Der ursprüngliche Tweet war auf Italienisch. Und seine Botschaft war völlig klar: sauberes Wasser in Venedig; Schwäne in Mailand; Delfine in Cagliari. Das Durcheinander basiert zum Teil auf einer einfachen Fehlübersetzung. Dazu kamen dann übereilte Weiterleitungen. Doch der Hauptschuldige war dieses tiefgründige menschliche Gefühl. Hoffnung. »Ein Federding, das in der Seele hockt«, wie es die Dichterin Emily Dickinson einmal nannte.

Lockdown-Wahnsinn

Ich kenne einige Leute, die von der Erfahrung des Corona-Lockdowns immer noch schwer gezeichnet sind. Hätte der Kapitalismus die Gesellschaft bei robuster Gesundheit erhalten, wäre der Schaden durch eine Periode des Rückzugs nicht so gravierend gewesen. Aber das hat er eben nicht. Prekäre Arbeitsverhältnisse. Instabilität im Finanzwesen. Spannung im Gemeinwesen. Eine gespaltene und verarmte Gesellschaft. Das alles war schon vor der Pandemie Fakt. Im Angesicht der Widrigkeiten kamen die Reichen und Privilegierten jetzt am besten durch, während die Menschen, die an der Front arbeiteten – und viel wichtiger waren, als wir ihnen das je zugestanden hatten –, die tragischen Statistiken von Covid-19 anführten. Chronisch unterbezahlt und dem Virus besonders ausgesetzt, sollten marginalisierte Minderheiten die Hauptlast der Pandemie tragen und am meisten unter dem Lockdown leiden.

Die Armen litten am meisten. Aber niemand blieb gänzlich unversehrt. Fast über Nacht, als die Pandemie ihre bedrohlichen Flügel auszubreiten begann, stand die Welt einer beispiellosen Verlangsamung wirtschaftlichen und sozialen Austauschs gegenüber. Seine Realität war dramatisch. Gegenseitigkeit ist der Grundstein der Gesellschaft. Die zivilisierende Kraft wechselseitigen Gebens und Nehmens ist eines der wesentlichen moralischen Argumente, die zugunsten des Kapitalismus ins Feld geführt werden. Tausch gilt als unteilbare Tugend. Und doch wurde er über Nacht zu einer unmittelbaren Gefahr. Zu einem richtigen Laster.

»Wenn sich eine unbekannte Welt einstellt«, fragt Zadie Smith in ihrer Sammlung von Lockdown-Essays, »was verrät sie uns über die Welt, die vor ihr kam?« Strukturen zergehen. Versorgungssysteme brechen zusammen. Familien werden getrennt. Trauer bleibt ohne Trost. Spannungen steigen. Beziehungen werden auf die Probe gestellt. Unruhe wächst. Die Vereinten Nationen verzeichnete eine weltweite »Schattenpandemie« häuslicher Gewalt, mit 20 Prozent mehr Fällen als sonst. Dazu kam eine Krise psychischer Gesundheit von ähnlich verstörendem Ausmaß. Einsamkeit und Frustration. Verwirrung und Leid. Das waren die Farben so vieler Schicksale in einem Jahr, das unseren Sinn für die Welt neu zusammengesetzt hat.

Das Virus hielt der Gesellschaft einen Spiegel vor. Seine Reflektion zeigte uns ein schemenhaftes und fahles Bild. Eine geisterhafte, kaum erkennbare Fassade. Wir hatten unseren Lockdown weder selbst gewählt, so wie Emily Dickinson. Noch hatte uns die Moderne für seine Entbehrungen gerüstet. Die Belastung war enorm. Wir waren unvorbereitet in die Abhängigkeit von Ressourcen zurückgeworfen, die viel zu lange ungenutzt, unterentwickelt und in ihrem Wert verkannt brach gelegen hatten.

Je länger man in den Lockdown-Spiegel schaut, desto deutlicher gibt das schemenhafte Bild die Konturen einer scharf gezeichneten, unbehaglichen Wahrheit frei. Die Fesseln des »Lockdowns« waren keine einfache Anomalie. Er war das Destillat einer

Angst, die mitten in unserem Leben sitzt und alles durchdringt. Wir sind an den Planeten Erde gebunden. Wir sind an unserem materiellen Körper gebunden. Wir sind an die Beschränkungen von Kultur und Gewohnheit gebunden. Wir sind an die Zeit gebunden, die uns zugeteilt ist. Wir sind Geschöpfe mit einer unbegrenzten Fähigkeit zu fantasieren und zu träumen. Und doch sind wir Gefangene in unserem eigenen Leben.

Die Geschäftigkeit der Außenwelt war immer nur ein raffinierter Trick, um uns von dieser harten Realität abzulenken. Ohne diesen Bluff bliebe uns nur panisches Umher-
taumeln. Kein Wunder, dass wir Angst haben. Kein Wunder, dass uns der Lockdown verrückt gemacht hat. Unser erster Instinkt war, zu rebellieren. Uns zu befreien. Zu leugnen. Vielleicht ist dieses Leugnen unvermeidlich. Aber die Auswirkungen waren mitunter katastrophal. Die eigenartige Koalition von Covid-19-Leugnern, die auf den Straßen immer wieder Chaos verursachte und weitere »Wellen« unvermeidlich machte, war ein Zeugnis dafür, wie stark dieser Instinkt ist.

Das waren aber nicht die einzigen Reaktionen auf die schwierige Realität unserer neuen Zwangslage. »Selbst in unseren eigenen Herzen sind die Reaktionen gemischt«, gibt Zadie Smith zu. »Aber findet nicht jeder immer mehr zu seinen Möglichkeiten zurück, selbst wenn es nur die Fähigkeit ist, das Verlorene zu betrauern?«

Und die Möglichkeiten, zu denen wir zurückfanden, beschränkten sich nicht allein auf Trauer. Wir gaben uns alle Mühe, uns anzupassen. Lange vergessene – oder als irrelevant abgetane – Kunstfertigkeiten wurden in aller Eile wiederbelebt. Für wertlos befundene Tätigkeiten erhielten einen neuen Sinn und Zweck. Ganz aus Versehen stieß man auf Juwelen. Vergrabene Schätze wurden vorsichtig geborgen. Beziehungen wurden wiederentdeckt. Erinnerungen wurden intensiviert. Es gab einfach mehr Zeit zum Nachdenken. Man hatte weniger Angst, etwas zu verpassen. Alle verpassten ja etwas. Es wurde mehr Wert auf die Fähigkeit gelegt, mit »weniger« gut zu leben. Die Zeit war weniger fordernd. Die Tage weniger frenetisch. Wir konnten uns nicht mehr damit ablenken, ständig irgendwo anders sein zu wollen. Das Alltagsleben wurde einfacher und dadurch auf seinen ungeschliffenen und konzessionslosen Wesenskern reduziert.

Nur einen Monat nach Beginn des Lockdowns bekannte sich ein beträchtlicher Teil der britischen Bevölkerung dazu, dass es ihnen gefallen könnte, wenn zumindest einige Aspekte davon erhalten blieben. Eine Studie ergab, dass 85 Prozent der Befragten im Lockdown Dinge entdeckt hatten, die sie nach dem Ende gerne beibehalten würden. Nur weniger als zehn Prozent wollten eine vollständige Rückkehr zur alten Normalität. Als ein paar Monate später die Flut von Forderungen nach einer »neuen wirtschaftlichen Normalität« einsetzte, bestätigten sich diese Umfragen.

Der Lockdown hatte unsere Fantasie freigesetzt, von einer besseren Zukunft zu träumen. An eine gesündere Welt zu glauben. Dinge zu genießen, die wir vergessen hatten oder noch gar nicht kannten. Sauberere Luft. Weniger Verkehr. Ein blauerer Himmel. Weniger Kondensstreifen. Mehr Zeit füreinander. Weniger Erfolgsdruck. Mehr Freundlichkeit gegenüber Fremden. Weniger Lärm. Mehr Verbundenheit mit der Natur. Weniger Hektik. Mehr Raum für innere Einkehr. Delfine in Venedig. War es so falsch, darauf zu hoffen, dass einiges davon Bestand haben würde?

Genug

Wo endet diese Reise? Wo finden wir uns wieder, wenn der Lockdown vorbei ist? Von was für einer Welt trauen wir uns zu träumen? Ich habe dieses Buch unter anderem geschrieben, um von den Geistern im Spiegel einen Einblick in die menschliche Bedingtheit zu gewinnen. Der Zugang zu ihrer Weisheit scheint uns manchmal versperrt zu sein. Sie wandeln über Elysische Gefilde weit oberhalb sterblicher Existenz. Aber in den Ausläufern der Gebirge, die von den Göttern frequentiert werden, verlaufen wohlbegangene Pfade, denen sogar Sterbliche folgen dürfen.

Jenseits des viszeralen Glücks unserer rauen tierischen Natur ist uns doch tief innen unsere Sterblichkeit bewusst. Seine schreckliche Wahrheit prägt das Narrativ unseres Lebens in unablässiger Form; und tritt im weltbildenden Wesen menschlicher Tätigkeit eklatant hervor. Unser Wunsch nach Langlebigkeit treibt uns in einen Rausch des Schaffens. Wirtschaftswachstum ist im Grunde die Inkarnation dieses Wahns. Sein Ziel ist nichts Geringeres als Unvergänglichkeit herzustellen. In den Händen des Kapitalismus aber ist dieses Vorhaben zum Scheitern verurteilt. Darum geht es unter anderem in diesem Buch: dieses Scheitern zu begreifen.

Ich will nicht sagen, dass das herstellende Schaffen umsonst ist. Ganz im Gegenteil, ich möchte das »Herstellen« als grundlegendes Element menschlichen Wohlstands aus den Trümmern retten. Es hat das Potenzial, der Ort für unsere elementarsten Erfahrung des Flow-Zustandes zu sein. Und es nährt unser ewiges Bedürfnis nach Innerwerden der Unvergänglichkeit. Es ist die Korruption unserer schaffenden Tätigkeiten, mit der die Belohnungen verloren gehen. Es ist nicht das »Herstellen« selbst.

Wo endet die Reise? Tut sie nicht. Die Aufgabe, sich mit der Sterblichkeit auseinanderzusetzen, geht nie zu Ende. Um nicht der Leugnung zu verfallen, muss sie immer in einer ehrlichen Beziehung zum Leiden verankert sein. Sie darf aber auch niemals die Perspektive der Hoffnung aufgeben. Das ist die Botschaft von Emily Dickinsons »Federding«. Wir dürfen die Möglichkeit menschlicher Erfüllung nie aufgeben. Sie selbst wird uns nie im Stich lassen.

Die materiellen Grenzen unseres Lebens beschränken nicht einmal ansatzweise unser Potential, das intensivste, lebendigste, unwahrscheinlichste, elementarste aller menschlichen Gefühle zu erfahren: die Liebe. Die Unwahrscheinlichkeit ihrer Existenz in einer entropischen Welt wird nur von der Kontinuität ihrer Gegenwart übertroffen.

Die Liebe – nicht die Einsamkeit – ist die erlösende Qualität. Vielleicht gilt das ganz allgemein. Ohne sie, »in irgendeiner Form irgendwo in unserem Leben«, meint Zadie Smith, »ist da einfach nur die Zeit, und davon gibt es dann immer zu viel.«

Zu einem ähnlichen Schluss kommt auch der Nobelpreisträger Albert Camus in seinem 1947 veröffentlichten Roman *Die Pest* – einer Geschichte, die eigens für unsere Zeit hätte geschrieben sein können. Obwohl die Bewohnerinnen und Bewohner der von der Pest heimgesuchten Stadt so schnell, wie sie es nur wagen konnten, wieder ins Reich der Normalität und des Vergessens zurückkehrten, wussten die Überlebenden jetzt: »Wenn es etwas gibt, das man immer ersehnen und manchmal auch erhalten kann, so ist es die liebevolle Verbundenheit mit einem Menschen.«

Diese Wirklichkeit geht dem Kapitalismus gänzlich ab. Unsere Besessenheit mit »mehr« verleugnet das fragile Gleichgewicht des menschlichen Herzens in unnachgiebiger Weise und verunglimpft die Poesie, die es uns zurückbringen könnte. Von allen unseren Aktivitäten, schrieb Hannah Arendt in *Vita activa*, sei die Poesie dem Denken am nächsten.

Kurz vor ihrem Tod hatte sie sich wieder dem Werk ihres allerersten Liebhabers zugewandt, Martin Heidegger. Er entwickelte eine transzendente Philosophie, in der Denken das Tor zu einem Reich des unbegrenzten, unwandelbaren Seins darstellt. Durch den Rückzug aus dem »Reich der Irrnis« in die Arena des Denkens sei es, Heidegger zufolge, vielleicht möglich, den »Willen zur [Macht], der die Quelle aller Unordnung in der Geschichte ist«, hinter sich zu lassen.

Heidegger war auf der Suche nach etwas Transzendentelem. Nach etwas Wesentlichem jenseits des unaufhörlichen Lärms des Lebens. Arendt war auch auf der Suche danach, wenn auch in etwas anderer Form. Im Sinne von Aristoteles, sagte sie, »müsse jede Art von Tätigkeit, selbst noch die Tätigkeit des Denkens, um einer absoluten Ruhe willen stattfinden und in ihr gipfeln.« Dieses flüchtige Bewusstsein, in dem wir vollkommen frei sind, kann möglicherweise die kostbarste Belohnung des Lebens sein.

Diesen Zustand zu erreichen ist nicht leicht. Für Thich Nhat Hanh war es eine Frage der Technik. Der Weg nach Hause beginnt und endet mit dem Atem, sagte er. Diese einfachste unter all unseren Formen des Tausches ist das Tor zu ungeahnten Reichtümern. Der Atem ist der Wohlstand, der am tiefsten gründet. Seine Enthüllungen werden den menschlichen Hang zur Freude niemals erschöpfen. Seine Einfachheit steht jedem zur Verfügung. Solange wir leben. Kostenlos.

Wir atmen ein, wir atmen aus.

Manchmal wird uns dieses Geschenk gewaltsam genommen. Am Ende müssen wir es alle zurücklassen. Aber in der Zwischenzeit ist sein immerwährender Trost genug, um uns Kraft zu geben. Genug, um uns die Ruhe zu schenken, über unser ewiges Verlangen hinauszublicken. Genug, um uns einen Einblick in eine Wirklichkeit zu geben, die weit weg ist von dem endlosen Kampf ums Dasein.

»Dass genug genug ist, das ist Wissen genug«, sagte der chinesische Philosoph Laotse vor zweieinhalbtausend Jahren. Das nicht zu verstehen, ist die fatale Einbildung des Kapitalismus gewesen.

Uns selbst wieder auf den Weg dieser Erkenntnis zu begeben, als Individuen und als eine Gesellschaft, ist die allerwichtigste Botschaft dieses Buches. Die Herausforderung ist enorm. Enorm ist aber auch der Gewinn.

+++++

Tim Jackson, als Direktor des Centre for the Understanding of Sustainable Prosperity und Professor für nachhaltige Entwicklung an der University of Surrey (UK) erforscht er seit über drei Jahrzehnten die moralischen, wirtschaftlichen und sozialen Dimensionen von Wohlstand auf einem endlichen Planeten. sein Buch »Wohlstand ohne Wachstum« (oekom, 2011) war Buch des Jahres der Financial Times und Buch des Jahrzehnts bei UnHerd. Zudem ist Jackson preisgekrönter Dramatiker mit zahlreichen Radiobeiträgen für die BBC.

Tim Jackson im oekom verlag

- Tim Jackson: Wie wollen wir leben? Wege aus dem Wachstumswahn. Hrsg. von der Heinrich-Böll-Stiftung. oekom verlag, München 2021. www.oekom.de/buch/wie-wollen-wir-leben-9783962382926
- Tim Jackson: Wohlstand ohne Wachstum. Leben und Wirtschaften in einer endlichen Welt. Hrsg. von Heinrich-Böll-Stiftung. oekom verlag, München 2011.

- Tim Jackson: Wohlstand ohne Wachstum – das Update. Grundlagen für eine zukunftsfähige Wirtschaft.). Hrsg. von der Heinrich-Böll-Stiftung oekom verlag, München 2017
www.oekom.de/buch/wohlstand-ohne-wachstum-das-update-9783865818409